

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 3

Artikel: Ankunft bei Nacht. Teil 4
Autor: Rothe, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663672>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ANKUNFT BEI NACHT

Alleinabdrucksrecht: Neue Presse-Agentur (NPA), Frauenfeld-Zürich

Kurz darauf trat das zweite Ereignis des Morgens ein: Dr. Deval holte das Schreibpapier unter seinem Bett hervor. Weisses unbeschriebenes Papier hat für viele Leute etwas Anziehendes, besonders für solche, die die Erfahrung gesammelt haben, dass der Denkprozess sogar aus dem täglichen Leben nicht völlig auszuschalten ist. Es ist wahrscheinlich, dass bei der Betrachtung weissen Papiers seit jeher erhabene, klarere und aufrichtigere Gedanken in den Weltraum verflattert sind, als hinterher selbst von grossen Geistern auf das weisse Papier niedergeschrieben werden konnten. Jeder Mensch hat das Bedürfnis, sich mitzuteilen, sehr viel weniger Menschen haben das Verlangen, sich schriftlich zu äussern, ganz ausserordentlich viel weniger haben die Fähigkeit dazu, und fast niemand wünscht sich über seine Gedanken klar zu werden. Aber gerade aus diesem Grund hat weisses Papier eine so magisch anziehende Kraft. Wie einer, der am offenen Eisenbahnfenster steht, zu sich sagt: «Du brauchst dich nur hinauszuerwerfen, und du wärest mit ziemlicher Sicherheit tot!» so sagt man beim Anblick weissen Papiers: «Du brauchst dich ihm nur anzuvertrauen, und du wüsstest mit ziemlicher Sicherheit, wer du bist.» Die Erfahrung hat gelehrt, dass beide Fälle nur sehr selten eintreten.

Dr. Deval wurde nicht von so tiefen Gedanken veranlasst, das Papier und das Schreibzeug, das Maître Thibaudet ihm dagelassen hatte, unter seinem Bett hervorzuholen. Einmal dachte er, dass vielleicht der Wärter daran Anstoss nehmen könnte, da zur Aufbewahrung von «Privateffekten» ein besonderer, wackliger und schmutziger kleiner Spind in der Zelle aufgehängt war. Andererseits gibt es Menschen, denen es unbegreiflich ist, wenn in ihrer Nähe etwas Sinnwidriges vorgeht. Und für Dr. Deval, der in seiner Jugend viel Papier mit medizinischen Betrachtungen vollgeschrieben hatte, gehörte Papier auf die Dauer nicht unters Bett. Er

legte den dicken Stoss auf seinen Tisch. Man kann nicht überschätzen, welche ungeheure Bedeutung ein neuer Gegenstand in einer Gefängniszelle erlangt. In keinem Museum vermag man einen neuerworbenen Leonardo da Vinci mit so grosser Erregung zu betrachten, wie ein Gefangener eine neue Form in der peinigenden Bedürftigkeit seiner Umgebung wahrnimmt. Wenn zufällig einmal ein Wasserkrug gebracht wird, der zwei Henkel hat, während die üblichen Krüge nur einen haben, so wird der Gefangene den Tag, an dem dieses gewaltige Ereignis eintrat, niemals vergessen. Wenn aber ein Stoss Papier auf dem kleinen, etwas zu hohen Tisch liegt, wenn dieses Papier so schön unregelmässig aufgeschichtet ist, wie es in der heiligsten Studierstube nicht unregelmässiger geschichtet sein könnte, dann verwandelt sich die scheussliche Zelle in einen Hörsaal, in eine Bibliothek, und der dreibeinige Schemel wird zum würdigen Sessel. Dr. Deval erinnerte sich an die Jahre, als er aus den ihn umgebenden Stapeln von Büchern Auszüge gemacht hatte, erinnerte sich an das Glück, das er empfand, wenn er eine kleine Feststellung aus fünf oder sechs Folianten zusammensuchen musste; er sah sich auf der Leiter stehen und nach Büchertiteln suchen, er fühlte die Bewegung in seiner Hand, mit der er auf jedem Blatt Schreibpapier den Rand eingeknickt hatte. Er stand am Tisch und knickte dem obersten Blatt den Rand ein — er musste feststellen, dass der Rand genau so breit geworden war, wie er es früher für zweckmässig gehalten hatte.

Schon sehr lange hatte er sich solcher Blätter nicht mehr bedient. Das musste er auch feststellen. Er trat wieder vom Tisch zurück. War das früher wirklich alles so schön gewesen, wie es ihm soeben erschien? Eigentlich waren die Studienjahre für ihn eine Zeit grösster Anspannung und schlimmer Entbehrung gewesen. Auf jeden Monat kam es seinem Vater an, der, ein Postbeamter in Rouen, seine materiellen Kräfte überschätzt hatte, als er den Sohn zum langwierigen Studium der Medizin bestimmte. Aber der brave Mann hatte sich gesagt, dass von aller geistigen Betätigung nur die Verwertung medizinischer Kenntnisse eine gesicherte Existenz verbürge. Aller Dinge könne der Mensch entraten, von Erzeugnissen wie Philosophie oder Literatur sei in diesem Zusammenhang überhaupt nicht zu reden. Selbst einem Rechtsanwalt, einem Richter könne der Mensch sich entziehen, wenn er friedliebend und überdies gewillt sei, die jedem zustehende Portion Unrecht als etwas so Natürliches wie Regen oder Nebel hinzunehmen.

Nicht entziehen aber könne sich der Mensch der Krankheit, «und darum, mein lieber Robert, wirst du Arzt.»

Robert war seinem Vater viel zu dankbar, als dass er eine Berufung zu seinem Beruf brauchte. Der Gedanke, als Student nach Paris zu dürfen, war so herrlich, dass es ganz gleichgültig war, was man studierte. Am Neid der Altersgenossen konnte man erkennen, welch grosse Tat der Postbeamte Deval vollbrachte, als er seinen Sohn in die «heilige Stadt» schickte. Diese Heiligkeit von Paris wurde vom alten Deval genau so stark empfunden wie von jedem anderen Sterblichen, sofern er nicht aus Paris selber stammt. Diejenigen, die aus Paris stammen, sehen nämlich Paris vor den Parisern nicht. Und das sind zwei verschiedene Dinge, obwohl man nicht in den Irrtum der Leute verfallen darf, die da zu leugnen scheinen, dass Paris von den Parisern erschaffen wurde. Ausser dem Paris, das man mit den Händen greifen kann, ausser dem Paris der Strassen und Brücken, der Seine und der Gärten gibt es ein Paris, das gerade über der Reichweite unserer Hände schwebt, und das ist die goldene Stadt, wie jeder sie sich baut, der an Erfolg und Glück, an Frauen und einen eigenen Kamin denkt. Es ist verständlich, dass sich in der Vorstellung der Menschen diese goldene Stadt nur in der klaren, unerbittlichen, der sanften, tränenreichen Luft errichten konnte, die über Paris, über Notre-Dame, zwischen Montmartre und Montparnasse hin und her weht. Und diese Vorstellung hatte der Postbeamte Deval seinem Sohn Robert von Kindheit an vermittelt, und mit dieser Vorstellung traf der achtzehnjährige Student der Medizin, Robert Deval, an einem Herbstnachmittag des Jahres 1857 in Paris ein.

Das Leben war zwar von Anfang an hart genug, und viel von dem Gold, das sein Vater erwähnt hatte, bekam man nicht zu sehen, aber es gibt kein empfängliches Gemüt, weder heute noch damals, das so viel Schönheit einer Stadt nicht als günstiges Omen für eine eigene glückliche Zukunft deuten müsste.

Nun aber stand man mitten in dem, was damals Zukunft gewesen war! Seltsam, dass Zukunft Vergangenheit werden konnte, noch seltsamer, dass es keine Zukunft mehr gab! Robert sah sich in der Gefängniszelle um. Alle diese Gedanken waren ihm von dem Stoss weisser Blätter entgegengedrungen, die so beunruhigend das Aussehen des kleinen, etwas zu hohen Tisches verändert hatten. Viele Menschen haben eine Verachtung für das Papier, aber

unser Leben spielt sich viel mehr auf dem Papier ab, als sie zu begreifen vermögen. Zum mindesten war dies die Empfindung von Dr. Deval. Einen Augenblick schien es ihm sogar, als läge er plattgedrückt und sorgfältig eingeordnet unter dem Stoss Papier.

Da wurde an die Tür geklopft. Maître Thibaudet hätte viel darum gegeben, wenn er auf dem Gericht zu tun gehabt hätte. Also sagte er beim Eintreten, er habe gerade auf dem Gericht zu tun, und wolle sich nur erkundigen. Wonach er sich erkundigen wollte, wurde nicht klar. Er tat so, als ob er das Papier auf dem Tisch nicht sähe. In der Sache des Dr. Deval werde wahrscheinlich bald eine Verhandlung stattfinden, in zehn bis vierzehn Tagen. Dem Doktor lockte dies keine Aeusserung ab. Thibaudet fragte: «Sie haben wohl das Gefühl, dass Sie verurteilt werden?»

Deval erwiderte, es gäbe Dinge, über deren Wirken es keinen Zweck habe, sich den Kopf zu zerbrechen, dazu gehöre der Wille Gottes und das Walten der Bürokratie. Thibaudet lachte laut. Deval sah ihn verlegen an. Thibaudet setzte sich umständlich auf den Schemel, musste die Stellung seiner langen Beine mehrere Male verändern, bis er endlich das Gleichgewicht auf der wackligen Sitzgelegenheit gefunden hatte, übertrieb dies Manöver, um Zeit zu gewinnen. Dabei betrachtete er denjenigen, den er bereits für seinen Klienten nahm.

Der Doktor hatte sich an die Wand gelehnt und die Arme verschränkt. Das sah aus wie: ich kann warten, wann gehen Sie endlich? War der Doktor intelligent? Das interessierte den Anwalt, denn in dem Zirkel, worin er verkehrte, war es gerade Mode, die wahren Merkmale der Intelligenz zu sammeln; es wurde nämlich unter den jungen Leuten behauptet, es gäbe auch falsche Merkmale der Intelligenz, die es ermöglichten, Intelligenz zu simulieren. Unzweifelhaft, Deval wies einige dieser falschen Merkmale auf. Der Kopf war schmal, die Stirn geschwungen, aber die Backen stiessen auf beiden Seiten vor, als wollten sie den guten Eindruck der Schmalheit zunichte machen. Die Augenbrauen zuckten, aber sie lagen etwas zu nahe über den Augen, was einen Typus ergab, den man im Kreis Thibaudets und mit der bei solchen Klassifizierungen üblichen Uebertreibungen als den Typus des Höhlenmenschen bezeichnete. Der Hals des Doktors war dünn, das Kinn aber floh nicht zurück — sonst wäre er nämlich nach der «Methode» Thibaudets bereits geliefert gewesen.

Das Kinn war sogar sehr gut, man durfte ihm die Bezeichnung «energisch» nicht versagen. Aber der Mund! Da war kein Zweifel, der Mund war dümmlich, der Mund rutschte auseinander, wie man dies unter den Fachleuten vom Kreis Thibaudets nannte. Nein, am Mund war nichts zu retten! Wenn es der Mund eines ängstlichen Studenten gewesen wäre, hätte man gesagt: Wenn der sich durch die Damen vom «quartier» hindurchgeküsst hat, kann vielleicht etwas aus ihm werden. Aber für einen dreiundvierzigjährigen Mann «genügte» ein solcher Mund nicht. Hierin drückte sich die Willensschwäche aus, die dieser Mann offenbar nicht abschütteln konnte und wollte. Dabei schien er eigentlich nicht verbraucht zu sein: das Haar war dicht und dunkel geblieben. Das Wichtigste aber war für Maître Thibaudet, dass ihm der Doktor nicht unsympathisch vorkam. Nur deshalb analysierte er ihn so streng, um zu vermeiden, dass «Sympathie sein Urteil trübte».

Der Anwalt hatte seine Beine endlich in Ruhestellung gebracht, es gab keine Möglichkeit mehr, die Betrachtung fortzusetzen. Aber der Doktor liess durch keine Bewegung erkennen, dass er die Unterhaltung wieder aufzunehmen wünschte.

«Sagen Sie einmal, Herr Doktor», sagte Thibaudet endlich, «gehören Sie zu den Menschen, die sich vorstellen können, dass auch ein anderer zufällig einmal recht haben kann?»

«Was wollen Sie mir jetzt einreden?»

«Ich will mir selbst etwas einreden: nämlich, dass Sie recht haben, indem Sie Ihre Sache so schleifen lassen. Ich suche die Gründe und finde sie selbstverständlich nicht. Und wie könnte ich Sie überzeugen, dass ich recht habe, wenn ich Ihnen nicht einräumen wollte, mich zu überzeugen, dass Sie recht haben. Das ist übrigens der ganze Jammer menschlicher Beziehungen in einem einzigen Satz. Herr Doktor, es tut mir aufrichtig leid.»

Ganz unerwartet erhob er sich von seinem Sitz, auf dem er sich soeben erst für lange Zeit eingenistet zu haben schien, verbeugte sich freundlich nickend und verschwand.

Thibaudet wusste, dass eine nicht zu Ende geführte Unterhaltung viel nutzbringender weiterwühlt und wirkt als eine Unterhaltung, bei der man bis zum letzten Punkt gekommen ist und die daher für die Beteiligten weder Ueberraschungen noch Reize bewahrt. Deval hatte tatsächlich damit gerechnet, dass er heute eine längere Besprechung mit Thibaudet haben würde als am Vortag. Alles was sich bei der Betrachtung des weissen Papiers

in ihm gelöst hatte, verlangte irgendwie verwendet, wieder geordnet zu werden, und das war durch den brüskten Fortgang des Anwalts unmöglich geworden. Zum erstenmal fühlte er sich in seiner Zelle unglücklich, zum erstenmal empfand er Vorwürfe gegen die andern.

Denn Deval gehörte zu den Menschen, die alles, was mit ihnen geschieht, sich selbst zuschreiben, weder Gott noch dem Teufel, sondern sich selbst. Es ist dies eine Philosophie, die nur Starke aushalten können. Starke — das sind Leute, die in allem was sie betrifft, in jedem glücklichen Umstand genau so wie in jedem Missgeschick, nur etwas Günstiges, nur etwas Vorteilhaftes, Helfendes zu erkennen vermögen. Manchmal werden sie vielleicht sagen, dass ein kleineres Unglück sie vor einem grösseren bewahrt habe, aber im allgemeinen sind ihnen die Gefahren erfolgreichen und gesicherten Daseins ebenso bewusst, wie sie von der reinigenden und antreibenden Macht des Misserfolges, ja des drückenden Unglücks überzeugt sind. Sie sind sicher, dass alles ihnen eines Tages zum Guten ausschlagen muss, und wenn sie selbst es nicht mehr erleben, so wird dieses Gute sich über ihre Kinder ergiessen, oder aus ihrem Grab wird ein geheimnisvolles Wohltun erstehen, das alles, was sie ausgehalten haben, sinnvoll erscheinen lässt. So weit dachte indessen Dr. Deval nicht. Sich selbst machte er zwar verantwortlich für den ganzen Verlauf seines Lebens, für den plötzlichen gefährlichen Sturz, den er durch die Berührung mit dem Kranken aus der Rue de Vaugirard erlitten hatte, aber einen Sinn legte er all diesem nicht unter. Seit langem hatte er sich angewöhnt zu sagen: «Alles wird immer nur schlechter! Als Neugeborene befinden wir uns auf dem Höhepunkt unseres Daseins. Was dann kommt, ist Abnutzung und Zerfall.»

So schrieb er sich den plötzlichen Abschied des Anwalts, den er verstimmt wähnte, ausschliesslich selbst zu. «Natürlich, ich habe niemals mit Menschen umzugehen verstanden!»

Bei anderen Gelegenheiten stimmten ihn solche Gedanken nur noch gleichgültiger gegen sich selbst. Heute fühlte er sich erbittert. Wenn er am Postschalter in Rouen sässe, wie es sein Vater lange Jahre geduldig und zufrieden getan hatte, wäre er bestimmt niemals ins Gefängnis gekommen? Und warum war er ins Gefängnis gekommen? Weil er etwas «Böses» getan hatte? Er stampfte mit dem Fuss auf. Nun war der einzige, der ihm hätte helfen können, gegangen! Helfen — nein,

Hilfe wollte er nicht. Aber hatte er schliesslich nicht Anspruch auf sein anonymes Dasein im 5. Arrondissement? Wenn dieser Anwalt so wenig Interesse an ihm nahm ... aber was hatte er getan, um dieses Interesse zu wecken? Kurz und gut, es kam wieder auf dasselbe hinaus: es lag wieder an ihm.

Ein so grosser Anwalt Maître Thibaudet später wurde, so genial war er nicht, dass er durch sein Fortgehen genau die Reaktion in Dr. Deval auszulösen hoffte, die er in Wirklichkeit auslöste. Er war nur von dem Begriff geleitet gewesen: man soll den Menschen nicht nachlaufen — besonders nicht denen, von denen man sehnüchtig erhofft, dass sie uns einmal nachlaufen.

Den ganzen Abend dachte er mit noch grösserer Sympathie als bisher an Deval, und den ganzen Abend dachte Deval, der Anwalt werde nie wieder kommen.

5.

Am nächsten Tag wurde Maître Thibaudet zum Untersuchungsrichter gebeten. In der Kanzlei war nachgefragt worden, wer den Doktor Deval verteidige, und der Beamte nannte Thibaudet, denn es wäre ihm gegen den Ordnungssinn gegangen, anzugeben, dass jemand, der wegen fahrlässiger Tötung angeklagt war, noch keinen Verteidiger hatte. Der Untersuchungsrichter machte ein ernstes Gesicht: «Es ist meine Pflicht, Sie auf diese Broschüre hinzuweisen, die mir die Staatsanwaltschaft auf den Tisch gelegt hat.» Er schob ihm eine beschädigte Druckschrift zu, die nach der Anordnung des Satzbildes und ihrem sonstigen Aussehen vor fünfzehn Jahren erschienen sein mochte.

Maître Thibaudet nahm das Gesicht des Anwalts an, den keine Senilität der Staatsanwaltschaft noch in Erstaunen zu setzen vermag. Er blickte so flüchtig auf die ihm zugereichte Broschüre, dass der Untersuchungsrichter den Eindruck haben musste: aha, der Verteidigung also bekannt.

«Dieser Doktor Dubois wird sich zu verschiedenen Punkten dieser Schrift zu äussern haben», setzte er hinzu.

«Deval», korrigierte Thibaudet mit der Sicherheit des Mannes, dem eine Materie geläufig ist.

«Verzeihen Sie», sagte der Untersuchungsrichter.

Als sei er aufs äusserste gelangweilt und als gäbe es hier wirklich nichts besseres zu beglotzen als die Broschüre, fixierte der Anwalt die Titelseite. «Opfer der Weltausstellung» war da zu lesen. In kleinerer Schrift stand darunter: «Der Fall der Igna Vargas, beschrieben von einem erschütterten Zeitgenossen.»

Dann kam eine Vignette, eines jener Ueberseeschiffe darstellend, die ausser einer stattlichen Takelage über einen Schornstein und zwei Radkästen verfügten. Darunter waren wie ein Strahlenkranz lauter Hände mit ausgestrecktem Zeigefinger angeordnet, und diese Zeigefinger deuteten auf die Worte: «Die schmachvolle Rolle eines Amtsarztes.»

Thibaudet ahnte sofort, dass hier die Beziehung zu seinem Klienten lag. Daher fragte er: «Sie müssten die Güte haben mich aufzuklären, was diese aus dem Jahre 1867 stammende Broschüre mit den Anschuldigungen zu tun hat, die gegen Dr. Deval erhoben werden.»

«Ihr Klient erscheint bereits vor fünfzehn Jahren in zweifelhaftem Licht.»

«Eine anonyme Broschüre!»

«Es war meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen; ihren Wert wird das Gericht beurteilen.»

Thibaudet bat sich die Broschüre zum Studium aus und ging. Schon auf dem Korridor blätterte er darin und stiess immer wieder auf den Namen vor Dr. Deval. An einigen Stellen wurde der Vorname genannt: Robert. War das sein Klient? Der Name Deval ist häufig genug, auch die Uebereinstimmung des Vornamens bewies noch nichts. Thibaudet beschloss den Doktor zu fragen, ehe er sich die Mühe machte, die Broschüre zu studieren.

Als er auf die Strasse kam, hatte es angefangen zu regnen. Er steckte das dünne Heft in seine Manteltasche, klappte den Kragen hoch und schlenkerte seine langen Beine über das Pflaster, dass niemand mit ihm Schritt halten konnte. Er musste zum Untersuchungsgefängnis ungefähr fünfhundert Meter am Quai der Seine entlang gehen, wobei er die Türme von Notre-Dame stets vor sich hatte. Wenn wir das lesen, denken wir: Welch ein herrlicher Anblick! Welch ein Glück für ein Untersuchungsgefängnis, sozusagen unter den Augen von Notre-Dame zu liegen! Aber Thibaudet bemerkte den herrlichen Anblick nicht, einestheils weil er die Augen wegen des Regens zukniff, und zweitens weil er glaubte, die Türme von Notre-Dame schon früher bemerkt zu haben. Er überlegte vielmehr, wie es ihm gelingen könnte, die plötzlich auftauchte Broschüre zur Erlangung der Unterschrift unter die Vollmacht zu benutzen, falls Deval wirklich mit der Broschüre zu tun hatte. Vielleicht war sie ihm peinlich. Wenn den Menschen etwas peinlich ist, lässt ihre Widerstandskraft nach.

(Fortsetzung folgt)